

Schweizertöchter über die Frauenfrage

Autor(en): **Platzhoff-Lejeune, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574533>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerföchter über die Frauenfrage.

Eine Plauderei von E. Blakhoff-Dejeune, Villars-sur-Ollon.

Die Krankheit der Mundfragen hat sich glücklich bis in die oberen Schulklassen verpflanzt. Nicht nur die Ärzte und Politiker, die Dichter und Gelehrten, die Beamten und Offiziere, nein, auch die Schüler und Schülerinnen der höhern Lehranstalten sollen über brennende Tagesfragen ihre Meinung abgeben. Es wäre das zweifellos ein zu tadelnder Mißbrauch, wenn es in der üblichen Form des Anschreibens durch die Redaktion eines Blattes und der ihr mit voller Namenszeichnung eingelieferten Antwort geschähe. Ganz anders und, wie mich dünkt, bedeutend klüger und den Umständen völlig angepaßt verfuhr der Herausgeber der Genfer Semaine littéraire. Er wandte sich an die Hauptlehrer der Oberklassen in den höhern Mädchenschulen von Genf, Lausanne und Neuenburg mit der Bitte, den Schülerinnen als Aufsatzthema folgende Frage vorzulegen: „Was halten Sie von der Auffassung, die der Frau eine vom Familienleben unabhängige, soziale Rolle zuweist? Wenn Sie diese Rolle billigen, beschreiben Sie sie näher!“

Aus Genf gingen 38, aus Lausanne 26, aus Neuenburg 12 Aufsätze ein. Die Verfasserinnen waren im Durchschnitt siebzehn bis achtzehn Jahre alt; ihrer sechs hatten schon neunzehn Sommer hinter sich. Zwölf Ausländerinnen — sechs in Genf, je drei in Lausanne und Neuenburg — befanden sich unter ihnen, ebenso, wie wir gleich sehen werden, mehrere Töchter aus den deutschen Kantonen. Professor Philipp Gobet hat in zwei Nos jeunes alles überschriebenen Artikeln der Semaine littéraire (8. und 15. Dezember; einzelne Nummern durch jede Buchhandlung sowie durch die Expedition zu beziehen) das Wesentliche und Charakteristische aus diesen Aufsätzen mitgeteilt.



Von der Bauernkirchweih des Lesezirkels Hottingen.
Nordholländisches Fischerpaar.

Nach elektrischer Aufnahme von S. Weiner u. C. Ruf, Zürich.

Es handelt sich ja keineswegs um eine mehr beflügelnde als lehrreiche Kinderenquete. Da erfahrungsgemäß die Entwicklung des Mädchens rascher fortschreitet — aber auch rascher beendet ist — als die des jungen Mannes, so kann man ruhig die sich hier ausprechenden Schweizerföchter als „erwachsen“ bezeichnen. Andere in ihrem Alter sind schon verheiratet und Mütter. Sie selbst werden es vielleicht binnen kurzem sein, und es ist zweifellos interessant, zu vernehmen, was sie über ein sie so nahe angeheendes Thema zu sagen haben. Dazu kommt noch der Unterschied der Kantone. In Genf, einer fast zur Hälfte mit Ausländern bevölkerten Großstadt von 120,000 Einwohnern, dem Hauptort eines Stadtkantons an Frankreichs Grenze, wird man offenbar etwas anders denken als in dem 37,000 Einwohner zählenden Lausanne und dem von Fremden fast ganz verschonten Neuenburg mit seinen 23,000 Bürgern. In der Tat ist der Unterschied zwischen diesen drei kantonalen Temperamenten selbst im Ausdruck ihrer Mädchenheelen ein bedeutender. Natürlich war keiner dieser Aufsätze mit Namen gezeichnet; dagegen trug jeder den Namen der Stadt, sowie die Angabe des Alters, der Nationalität und Konfession der Verfasserin. Neben viel, oft auf Unerfahrenheit beruhender Kühnheit begegnen wir auch stark konservativen Meinungen.

I.

„Nein, ich erkenne diese Rolle nicht an,“ beginnt entschlossen eine Genferin. Eine andere sekundiert: „Ich kann nicht billigen, daß eine Frau außerhalb ihrer Familie noch eine soziale Rolle zu spielen hätte.“ Eine dritte nimmt sich zum Antworten keine Zeit; sie stößt sich schon an der Frage und bleibt bei ihr stehen: „Eine Auffassung kann niemandem eine soziale Rolle zuweisen; die Individualität beugt sich nicht vor der öffentlichen Meinung, bei Männern so wenig als bei Frauen.“ Sehr geistreich ist die Bemerkung nicht; aber sie verrät ein recht kriegerisches Temperament. Eine andere zerlegt sich ihre Antwort in drei Teile und übt mit Geschick das scholastische Distinguo: „Man muß die drei Fälle der Unverheirateten, der mit Kindern gesegneten und der kinderlosen Mutter unterscheiden. Erste Pflicht der Frau ist die Sorge für die Familie. Hat sie keine, so mag sie sich nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und nach ihrem Belieben sozial betätigen. Wenige Gebiete sind hier den Frauen völlig verschlossen.“ — Eine andere gesteht der Familienmutter nur eine kleine Rolle in den Wohltätigkeitsbestrebungen zu. „Jedes junge oder alte Mädchen aber hat das Recht, eine soziale Stellung einzunehmen, die sie jedoch nicht zur Verleugnung ihres Frauencharakters zwingt und eine Pflicht erfüllen läßt, die der Mann nur unvollkommen besorgen würde.“ Obgleich diese letzte Äußerung von einer kleinen Französin stammt, unterscheidet sie sich jedoch in keiner Weise von den Worten der Genferinnen, als deren letztes wir hier das folgende anführen: „Ich werde meine Töchter daran gewöhnen, sich ihrer Hände zu bedienen. Ohne ihnen einen besondern Beruf aufzuzwingen, lasse ich ihnen vielmehr alle Freiheit in der Wahl eines solchen, allerdings unter Vorbehalt meiner Zustimmung. Nichts ist widerwärtiger als die Weibmänner und die Mannweiber.“

Die für die Genferin charakteristische Note ist offenbar eine gewisse Schlagfertigkeit und Entschlossenheit des Urteils, die mitunter freilich sehr naiv anmutet und oft auf einer völligen Unkenntnis der Lebensumstände beruht. Die Waadtländerin tritt weniger sicher auf. Sie liebt die Umschreibungen und Einschränkungen; das bezeichnende, treffende Wort fehlt ihr; aber sie hat auch ihre persönlichen Ansichten, die sie mitunter recht originell wiederzugeben weiß. Sehr richtig bemerkt Gobet, man lege in der Waadt größern Wert auf die Weiblichkeit, man habe mehr Phantasie und nehme es mit der scharfen Formulierung nicht so genau; die Geistesrichtung ist kontemplativer, vorsichtiger und der Tradition mehr ergeben. „Einige Frauen schaden ihrer Sache durch ihre übertriebene, usurpatorische Emanzipationsbegeisterung,“ meint eine Waadtländerin. „Mag sich die Frau auch emanzipieren, sie soll doch Frau bleiben und an dem festhalten, worin sie dem Manne wirklich überlegen ist. Wenn sie jeden Tag, ohne den Mut zu verlieren, einen Schritt vorwärts macht, so wird sie bald den



Von der Bauernkirchweib des Lesekranks Höttingen. Führendes Volk aus dem Süden. — Nach elektrischer Aufnahme von S. Meiner u. C. Ruf, Zürich.

Mann eingeholt haben.“ — Zwei andere stehen für die gemeinsame Geschlechtererziehung ein. „Ein junges Mädchen soll mit den Knaben erzogen werden und wie sie studieren, um später mit ihnen den Existenzkampf ausfechten zu können.“ „Die ideale Familie wäre jene, in der Knaben und Mädchen den gleichen Studiengang absolvieren. Statt zu Hause zu bleiben, Klavier zu klinkern und dumme Romane zu lesen, fühlte sie sich so ganz natürlich in die universelle Arbeit (?) hineingezogen.“ — Viele merkwürdig abstrakte Wendung verrät eine Ausländerin, vermutlich deutschen oder russischen Ursprungs, die schon ein wenig die Begriffe zu handhaben versteht. — „Wie verkehrt ist es doch, zu glauben, jedes Mädchen müsse sich verheiraten und auf den Mann warten! Sie soll vor allem arbeiten und, wenn im Laufe der Jahre das große Glück der Ehe ihr zuteil wird, alles um des Mutterberufs willen im Stich lassen.“ Andere vertreten nicht minder gesunde Ansichten, aber mit mehr Energie. „Ich will von diesen traumhaften Fraueneristenzen nichts mehr wissen. In unserm Jahrhundert muß man handeln, um es zu etwas zu bringen.“ „Die Frau muß alles tun, um aus dem elenden Schlandrian herauszukommen.“ Als Antwort auf den bekannnten Einwurf, in der Berufstätigkeit bühne die Frau den Zauber ihres Weibens ein, bemerkt eine Aufsatzschreiberin kategorisch: „Ich behaupte, daß die Weiblichkeit unverlierbar ist.“ So töricht es lautet, so wahr ist es doch: die unweiblichen Emanzipierten sind in der Regel von Hause aus ohne weiblichen Instinkt gewesen, und die „Emanzipation“ hat an ihnen nicht viel verderben können.

Einen besondern Abschnitt widmet Godet der Frage nach der Gleichwertigkeit von Frau und Mann, die in den Aufsätzen mehrmals berührt wurde. „Es versteht sich von selbst,“ meint eine Genferin, „daß die Frau für die liberalen

Berufe die gleichen Fähigkeiten mitbringt wie der Mann.“ „Die Gleichheit der geistigen Fähigkeiten ist bewiesen,“ versichert eine Kollegin. „Die Verachtung des Mannes für die Frau ist ganz grundlos: hat der Mann mehr geistige Fähigkeiten, was keineswegs bewiesen ist, so hat die Frau mehr sittliche.“ — Für die Waadländerin ist die Sache nicht so einfach, und mit Recht. „Die Frauen haben weniger gesunden Verstand als die Männer, aber mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit.“ Mehr tadelnd als lobend konstatiert eine andere, die Frau beharre nicht gern gegen die Majorität auf einem Standpunkt aus Furcht vor der Lächerlichkeit, der Mann aber verleihe und verböhre sich fest in seiner einmal vorgefaßten Meinung.“ Vorsichtig verkündet wieder eine andere das Dogma von der Gleichwertigkeit, nicht der Gleichartigkeit. Etwas altmodisch schmeckt die folgende Arbeitsteilung: „Dem Manne die Heldentaten und großen Abenteuer, der Frau die bescheidenere Arbeit; beide Arbeitsgebiete sind streng geschieden.“ „Die Rolle der Frau mag anspruchsloser als die des Mannes sein, sie ist darum nicht geringerer Art.“ In den übrigen Arbeiten wird die traditionelle Auffassung der Gefährtin des Mannes, der mit ihm an der Vervollkommnung des Menschengeschlechts arbeitenden Freundin und Gattin mit mehr oder weniger Originalität vertreten. Die bescheidenen Resultate des Frauenstudiums finden sich mit dem Argument verteidigt, daß in den höhern männlichen Berufen auch nur wenig Genies zu finden seien, was niemand bestreiten kann. Mit dem tiefen Wort, schließlich sei die Frau eben doch kein Mann, schließt eine witzige Genferin die Debatte über die Minderwertigkeit des einen Geschlechts.

II.

Das alles hat uns noch wenig über die soziale Rolle der Frau im Lebenskampfe unterrichtet. Sehen wir von



Näfeller Fahrt 1907. Prozession über das Schlachtfeld.

denen ab, die sie außerhalb der Familie bestreiten, so scheinen mehrere bestrebt, die Kategorie der heiratslustigen Müßiggängerin aus der Welt zu schaffen. So ist eine Bernerin der Meinung, jedes Mädchen solle einen Beruf provisorisch ergreifen. Tauge sie nicht als Mutter und Erzieherin, so könne sie darum doch einen guten Advokaten oder Tramkondukteur (?) abgeben. Eine Russin hält sie gar für das Kriegshandwerk besonders beanlagt, was die Jungfrau von Orleans und die Frauen im Orient (?) beweisen sollen. Und Katharina von Rußland muß als Kronzeuge für die staatsmännische Begabung aller Frauen dienen!

Im allgemeinen wird für die verheiratete Frau die Möglichkeit sozialer Betätigung außer dem Hause gelehnet. Nur Eitennaturen, meint eine Genferin, könnten diese Doppelrolle spielen; aber Ausnahmen bestätigen die Regel. Doch wünschen mehrere auch für die verheiratete Frau eine Erweiterung des Gesichtskreises, eine Weiterbildung und Verwertung der erworbenen Kenntnisse. Sie soll sich nicht in den Sorgen des Haushalts verlieren und lächerlichen Kleinigkeiten große Wichtigkeit zuerkennen. Sie soll nicht „die demütige Dienerin des Mannes“ sein; sie braucht aber auch nicht „männliche und anmaßende Mäuren“ anzunehmen, soll sich vielmehr ihre „bescheidene Zurückhaltung“ bewahren. Sie soll an wissenschaftlichen Unterhaltungen und literarischen Diskussionen teilnehmen, und solche Zusammenkünfte unter Frauen müßten alles leere Geschwätz vermeiden. Der Kindererziehung können solche Kenntnisse nur zugute kommen, ja im Grunde genommen verfolgt die Weiterbildung der Frau nur diesen Zweck. „Die Zukunft eines Landes ist das Werk der Mütter. Ist das Kind gut erzogen, hat es von klein auf seine Heimat lieben gelernt, so wird es später ein guter Bürger und ein verständiger Politiker. Seine Mutter hat somit mehr getan, als wenn sie sich um politische Diskussionen gekümmert und ihre Kinder vernachlässigt hätte.“

„Die Teilungsfähigkeit einer Unverheirateten dagegen kommt der ganzen Gesellschaft zugute,“ schreibt eine Genferin. Hier gibt es keine Schranken und Bedenken; jeder Fähigkeit soll ein Beruf entsprechen. Ja, selbst wenn sie sich verheiratet, kann sie unter Umständen, solange der Haushalt und die Familie nicht darunter leiden, ihre Beschäftigung beibehalten. Hier sind unsere Schweizertöchter merkwürdig radikal: sie glauben unbedenklich an die Journalistin, die Advokatin, die Pfarrerin und die Vortragskünstlerin. Nur hier und da wird eine zur Vorsicht mahnende Stimme laut: „Die Frau soll vor allem mit dem guten Beispiel vorangehen. Auch ohne Titel und Patent mag sie die Advokatin der Schwachen, der Abwesenden (!) sein und für den Triumph der guten und gerechten Sache kämpfen.“

— Werden gegen die Theologin und Advokatin auch einige schüchterne Bedenken laut („ich glaube, es sind das bei mir alte Vorurteile“), so findet die Ärztin natürlich allgemeine Sympathien, wünschön ihr einige unserer Schriftstellerinnen die Heirat, d. h. den Doppelberuf, nicht erlauben wollen.

Wie stehen nun unsere Töchter zur Frage des Stimmrechts? Mit großer Genugtuung registriert Philipp Godet, sein erklärter Gegner, meist ablehnende Antworten. „Die Männer diskutieren schon genug; wir Frauen brauchen uns nicht auch noch hineinzuweisen.“ Das ist freilich kein Argument; die Waadländerinnen lassen es auch nicht gelten. Sie fürchten zwar „häuslichen Streit auf diesem dornigen Gebiet“; aber die Frau „soll und kann doch auch hier ihren Einfluß geltend machen“, wenn auch nur indirekt und nicht rechtlich. Sie soll sich für die Politik interessieren, mag auch der Mann in der Diskussion geschulter sein und durch den Militärdienst sich das Vorrecht politischen Einflusses erst erkaufte haben. Der Unverheirateten möchten manche das Stimmrecht geben, da sie ihre Ideen nicht dem Manne zur Weiterbeförderung an die Urne übermitteln könne. Eine Psychologin glaubt, die Frau „bringe Gefühl in die Politik, was ihr eine neue Wendung gebe“. Bleiben einige skeptisch bei dem Gedanken, daß „die Männer von Frauen gemachte Gesetze hinnehmen sollten“, so möchten andere der Steuerzahlerin doch das Recht zuerkennen, „die Gesetze zu widerlegen“ und ihrerseits gleichberechtigt bei der Festlegung von Bestimmungen mitzuwirken, die den Bedürfnissen beider Geschlechter angepaßt sein sollen. Die Unterscheidung des aktiven und passiven Wahlrechts wird von keiner gemacht. Die ganze Frage des Stimmrechts ist den jungen Damen offenbar auch nicht nahegetreten.

* * *

Was ergibt sich nun aus dieser Enquête und welchen Eindruck macht sie in ihrer Gesamtheit? Ich gestehe, zuerst sehr enttäuscht gewesen zu sein. Was unsere Töchter da vorbringen, ist nichts weniger als neu. Die meisten sind merkwürdig konservativ. Selten oder nirgends spürt man eine wirkliche Begeisterung für die Frauenbewegung, einen ungeduldrigen Drang, sich in ihr zu betätigen und aus ihr Nutzen zu ziehen. Die Erörterungen sind meist recht akademisch gehalten, woran auch ihr Charakter als Schulaufsatz die Ursache sein mag. Aber bei längerer Ueberlegung sieht man die Sache doch mit andern Augen an. Es hat nichts Erstaunliches, daß unter 76 Schulmädchen sich gerade kein feministisches Genie befindet. Die Zahl der in der Frauenbewegung stehenden Mädchen und Mütter ist doch nicht so groß, daß man ihnen in nuce in jeder Schulklasse begegnen müßte. Ueberliest man noch einmal sorgfältig die getanen Aeußerungen, so fällt zunächst der große Ernst

auf, der alle Voten auszeichnet. Keine geht mit Scherz oder Spott über das Problem hinweg. Jede fühlt, daß die gestellten Fragen an ihre Lebens- und Zukunftsinteressen rühren; jede hat über die Sache schon nachgedacht und sich eine provisorische Meinung gebildet. Alle sind einig darüber, daß die Frau arbeiten und sich bilden müsse, daß sie einen großen Einfluß auf den Mann und eine nicht kleinere Verantwortlichkeit den Kindern gegenüber habe. Alle verurteilen das Nichtstun, die eiteln Toiletteorgien, das nutzlose und schädliche Klatschen, das Lauern und Spekulieren auf den künftigen Mann. Ist das nicht schon ein großer Gewinn und ein schönes Zeugnis für den Charakter des schweizerischen Mädchens? Ich bin überzeugt, daß die Enquête in Frankreich und Deutschland eher schlechter als besser ausgefallen wäre. Die junge Schweizerin ist wirklich ein geistiger Typus für sich, den zu studieren der Mühe lohnt. Wer schon höhere Töchter unterrichtet hat oder jungen Damen Stunden gab, wird das gern bestätigen. Und zwar ist der Unterschied zwischen Deutsch und Welsch hier verschwindend gering. Die Schweizerin ist im Durchschnitt nicht so kokett wie die Französin und nicht so kindisch wie die gleichaltrige Deutsche. Sie ist selbständiger, sicherer im Auftreten, freier in ihren Bewegungen, ernster in ihrem Streben, vielseitiger in den Interessen als beide. Sie ist heiter, ja aus-

gelassen, aber nicht einfältig. Herren gegenüber weiß sie sich freier, würdiger und unbefangener zu benehmen als die Deutsche. In ihrem ganzen Wesen kommt sie der Engländerin und Skandinavierin näher als den Töchtern der Grenzländer. Dabei ist sie durchaus weiblich in ihrer Art, allen emanzipatorischen Uebertreibungen abhold und doch für jeden Fortschritt zu haben. Dem Psychologen ist es nicht schwer, sie unter einer Schar Ausländerinnen nur nach ihrer Haltung und ihrem Auftreten herauszuerkennen. Dabei wird sich z. B. eine Bernerin viel schwerer von einer Genferin als von einer Schwäbin unterscheiden lassen. Die Geschichte und das demokratische Prinzip haben offenbar auch hier ihren Einfluß geltend gemacht. Darum ist es sehr zu bedauern, daß der Austausch zwischen den Schweizerinnen des deutschen und welschen Landesteiles nicht reger ist und daß das alte Vorurteil, als könne man in Basel oder Zürich kein gutes Hochdeutsch lernen, noch immer zu Recht besteht.

Jedenfalls sind wir der *Semaine littéraire* für diesen Einblick in die Seele der jungen Schweizerin zu großem Dank verpflichtet. Wir haben daraus gelernt, und die Grundzüge, Wünsche und Hoffnungen, die von der jungen Generation in diesen Aufsätzen ausgesprochen wurden, berechtigen für die Zukunft zu den besten Erwartungen; wir können ihr mit ruhiger Zuversicht entgegensehen.

Die Näfelfer Fahrt.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Zu den iewigen Bräuchen, die aus alter Zeit auf unsere Tage gekommen sind und die durch jahrhundertelange Uebung Tradition geworden sind, gehört die sog. „Näfelfer Fahrt“, d. i. die alljährlich stattfindende originelle Gedenkfeier an die Schlacht von Näfels (9. April 1388), in der ein kleines Häuflein Glarner Bauern ein mindestens zehnfach überlegenes österreichisches Mitterheer vernichteten und sich dadurch für alle Zeiten die Unabhängigkeit ihres Ländchens erkämpften. Obwohl die Schweizergeschichte reich ist an hervorragenden und selbst größeren Waffentaten, so genießt im Volke doch keine so sehr das erhabene Ansehen eines glorreichen Freiheitskampfes, wie die zeitlich nahe beieinanderliegenden Schlachten von Sempach und Näfels, in denen sich die alte Eidgenossenschaft ihre Unabhängigkeit erkämpft. Beide werden auch in fast gleicher Weise seit den Zeiten des Ereignisses gefeiert. So setzen die Bürger von Glarus an der Landsgemeinde des Jahres 1389 fest, daß fortan alljährlich am zweiten Donnerstag des April ein ewiger Kreuzgang über die Wallstatt von Näfels zu geschehen habe, an dem aus jedem Hause die ehrbarste Person teilnehmen müsse. Die Teilnehmer sollen Weg und Steg, da die Not gewesen, begehen und an allen Stellen, da der Angriff geschehen, niederknien und Gott und den Heiligen für den erwiesenen Beistand danken. Am Schlusse des Kreuzganges solle auf der Wallstatt zu Näfels der Fahrtbericht, d. i. eine Schilderung der Veranlassung und des Verlaufes des Kampfes, verlesen, ein Gottesdienst gehalten und sollen am Schlusse die Namen der Gefallenen zu ewigem Gedächtnisse verüindet werden. In dieser hier angeordneten Form hat sich die Näfelfer Fahrt seit einem halben Jahrtausend erhalten, nur daß der Tag auf den ersten Donnerstag des April verlegt wurde, weil durch die Prozession, die sich über Kluren und Felder bewegt, das um diese

Zeit aufsprießende Grün arg beschädigt wurde. Auf dem Schlachtfeld befinden sich elf Gedenksteine, die verschiedene Episoden des Kampfes markieren und bei denen jeweils Halt gemacht und teils durch gottesdienstliche Handlungen, teils durch Ansprechen den Teilnehmern die Bedeutung der betreffenden Stelle erklärt wird. Der Hauptgottesdienst findet beim sechsten Gedenksteine vor dem Dorfe Näfels statt, an der Stelle, wo der Hauptangriff der Schweizer geschehen und sich das Schicksal des Tages entschied. Dort erfolgt auch die Verlesung der Namen der fünfundfünfzig Gefallenen, die auf diese Weise, wie gleichfalls der Hergang des Kampfes, dem Volke so frisch in Erinnerung bleiben, als lägen die Ereignisse nicht über ein halbes Jahrtausend, sondern eher nur wenige Jahrzehnte zurück.

Die Glarner Fahrtfeier erbringt auch den schönen Beweis, daß sich im Gedanken an das Vaterland die konfessionellen Differenzen überbrücken lassen. Der Kanton Glarus ist zur Zeit der Reformationsbewegung zu einem großen Teile in das Lager Zwinglis übergetreten, und wie es bei der damaligen Schärfe



Näfelfer Fahrt 1907. Feldgottesdienst beim großen Denkstein vor Näfels.